

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Zum deutsch-schweizerischen Konflikt.

(Von unserem Korrespondenten.)

Die Affäre Wohlgefaunt ist gänzlich in den Hintergrund getreten. Der Epizentrum des öffentlichen Aufmerksams bedeutet nur noch den Punkt der allgemeinen Situation, bei dem der Konflikt seinen Anfang nahm. Derselbe besteht als abgeklungen zu betrachten ist, so will ich heute doch noch mit ein paar Worten auf ihn zurückkommen. Es ist niemandem, selbst dem Liebhaber der offiziellen deutschen Presse nicht, gelungen, die materielle Seite dieses Wortes von Miltankin zu befreien. Das Äußerliche ist nur wenig beachtet worden. Denn die entscheidende Mühle nicht der Welt schaffen, so daß Wohlgefaunt als der eine für allemal schuldige Partie dastünde. Unter solchen Umständen konnte es sich einzig fragen, ob der schweizerische Bundesrat in der Form richtig vorgegangen sei. In Deutschland meinen Miltankin, der Bundesrat hätte sich bereits im Anfang des Jahres 1888 über die diplomatischen Beziehungen betreten sollen, wofür die dem Inhaftierten abgenommenen Briefe ja das beste Material geboten hätten. Wie mir von besser Quelle mitgeteilt wird, hatte der Bundesrat einen besondern Grund, in Abweichung vom gewöhnlichen Verfahren sich selber Genugthuung zu verschaffen. Der Bundesrat hätte sich bereits im Anfang des Jahres 1888 über die diplomatischen Beziehungen betreten sollen, wofür die dem Inhaftierten abgenommenen Briefe ja das beste Material geboten hätten. Wie mir von besser Quelle mitgeteilt wird, hatte der Bundesrat einen besondern Grund, in Abweichung vom gewöhnlichen Verfahren sich selber Genugthuung zu verschaffen. Der Bundesrat hätte sich bereits im Anfang des Jahres 1888 über die diplomatischen Beziehungen betreten sollen, wofür die dem Inhaftierten abgenommenen Briefe ja das beste Material geboten hätten. Wie mir von besser Quelle mitgeteilt wird, hatte der Bundesrat einen besondern Grund, in Abweichung vom gewöhnlichen Verfahren sich selber Genugthuung zu verschaffen.

zunehmend prävalieren und sich den Bundesregeln fügen. Das Recht der Niederlassung ist mit anderen Worten an die zu Gunsten der Schweiz aufgehellte Bedingung geknüpft, daß die um die Niederlassung sich Bewerbenden im Besitz der gebührenden Papiere seien. Nun will man in der Schweiz an der Erfüllung dieser zu Lasten der Deutschen bestehenden Bedingungen nicht unter allen Umständen festhalten, was selbstverständlich den betreffenden deutschen Subjekten persönlich zu gute kommt. Der Niederlassungsvertrag hat den Zweck, den deutschen Reichsangehörigen Rechte, Vorrechte, Erleichterungen zu gewähren. Stünde es nun nicht wie eine Ironie, daß die Regierung den Niederlassungsvertrag fähigen will, weil die Schweiz tolerant genug ist, in einzelnen Fällen von den in der Schweiz vorhandenen deutschen Reichsangehörigen die Papiere nicht zu fordern, welche sie fordern könnte?

Es kommt die Interpretation des Artikels 2 des Vertrages, welche der deutschen Regierung beliebt, in schweizerischen Augen unzulässig, so sehr ich nicht an, zu erklären, daß meines Erachtens die schweizerischen Behörden (die Kantonsbehörden) vor den Deutschen wie überhaupt vor den Ausländern die Papiere strengere fordern sollen, welche sie vorzuziehen haben. Abweichungen mögen nur in ganz seltenen Ausnahmefällen und unter der Bedingung gestattet werden, daß die also Begünstigten sich ruhig verhalten. Es ist ein Gebot der guten Ordnung, deren die Republik ebenso sehr wie die Monarchie bedürftig ist, daß die Behörden (die Kantonsbehörden) vor den Deutschen wie überhaupt vor den Ausländern die Papiere strengere fordern sollen, welche sie vorzuziehen haben. Abweichungen mögen nur in ganz seltenen Ausnahmefällen und unter der Bedingung gestattet werden, daß die also Begünstigten sich ruhig verhalten. Es ist ein Gebot der guten Ordnung, deren die Republik ebenso sehr wie die Monarchie bedürftig ist, daß die Behörden (die Kantonsbehörden) vor den Deutschen wie überhaupt vor den Ausländern die Papiere strengere fordern sollen, welche sie vorzuziehen haben.

Gedankengang wie im heutigen Morgenblatt wiederzugeben) gewährt selber nur geringe Aussicht auf Verständigung über den Sinn und die Ausführung des seitherigen Niederlassungsvertrages, und es bleibt nur noch die schmale Hoffnung, daß vielleicht ein glücklicher Zufall formulierte neuer Beitrag die jetzt zu Tage getretenen Missverständnisse beseitigt.

Bern, 10. Juli. (Privat-Telegramm des Berliner Tagebl.) Nach dem „Berliner Tageblatt“ hatte der hiesige deutsche Arbeiter-Verein die Haupttheilnahme an der Verhinderung der deutschen Regierungsorgane beim Arbeiterkongress vom Sonntag (über den wir telegraphisch bereits berichteten). Die Berliner Blätter der verschiedenen Parteifarben tadeln das Vorwommis sehr.

Unsere geehrte Nachricht, daß Bangani am Montag von dem Hauptmann Wischmann genommen worden ist, hat sich in der Hauptsache bestätigt. Ein Telegramm des „Neueren Büros“ aus Jansibar vom 9. d. meldet positiv: Hauptmann Wischmann griff gestern Bangani an und besetzte die Festung, nach Befehl durch die Besatzung, ohne Verhören. Die Eingeborenen zogen sich zurück.

Von unserem Londoner Korrespondenten erhalten wir ferner folgendes Telegramm:

Der hiesigen Ausgabe des „New York Herald“ wird aus Jansibar vom heutigen Dienstag telegraphisch gemeldet: Das Kanonenboot „Plei“ ist heute hier angekommen und hat die Nachricht überbracht, daß Bangani gestern von fünf deutschen Kriegsschiffen befreit worden ist. Wischmann ist über Dampf mit dem Aufbruch nach Jansibar. Nach dem Bombardement des Ortes landete Wischmann seine ca. tausend Mann zählenden Truppen, welche durch 400 Matrosen verstärkt wurden. Bei der Landung gingen zwei Boote verloren. Die Araber und die Eingeborenen hatten die Stadt verlassen, welche von den Deutschen angeblich ohne Verluste erobert wurde. Man fürchtet, daß die Festung Bangani in Mombasa fälschbar werden wird. Die Mannschaften des dort liegenden britischen Kriegsschiffes „Zurico“ werden Tag und Nacht unter Waffen gehalten.

Ein eigentlicher Kampf scheint nach Obigen nicht stattgefunden zu haben, auch bewacht es sich nicht, daß Wischmann in Gefangenenschaft geraten ist. Dem Reichsführer, der wohl mit Recht hofft, daß die Festung Bangani der Tapferkeit sei, und der auch das mit dem ebenen Boden gemeinsam hat, daß er sich einer harten Belagerung erweist, dürfte es auch in der Folge nicht gelingen, sich in Sicherheit zu bringen. Wirs ist ja groß und weit.

„Lochpögel“ im Kohlenrevier?

Ueber einen seltsamen Vorgang im rheinisch-westfälischen Kohlenrevier berichtet unter dem Namen der „Kohlenpögel“ ein Berliner Zeitungsblatt. Seit einiger Zeit weiß in unserer Stadt eine Persönlichkeit sich hier aufnehmend um einen Gehetempolizisten, dem man unter den Bergarbeitern sogar die Waise eines „Lochpögel“ zuweist. Der mysteriöse Herr erscheint meist in Begleitung eines anderen Mannes, der gewöhnlich in Arbeiterkleidung eingekleidet, der „Gehete“ selbst wechselt fast jeden Tag seinen Anzug. In einer Wirtschaft (Zweigs), wo viele Arbeiter verkehren, trug sich folgendes zu. Der „Gehete“ sah mit mehreren Arbeitern zusammen in vertraulichem Gespräch. Die Arbeiter schienen Vertrauen zu dem Manne gesetzt zu haben, der scheinbar ihre eigenen Angelegenheiten, und sie fingen denn auch nach Herzenslust an, mit ihrer Meinung und ihren

Die Aufklärung, daß auch die Schweiz mit der Veröffentlichung ihrer Noten über den Streit mit Deutschland noch einverstanden will, wird von der „Nord. Allg. Ztg.“ in zustimmendem Sinne begrüßt. Das Kanzlerblatt schreibt:

Die Antworten des Schweizer Bundesrats auf die im Reichs-Anzeiger veröffentlichten deutschen Erlasse sind zwar noch nicht erschienen, doch soll der Bundesrat nach Schweizer juristischen Beurteilungen, die auch in die hiesige Presse übergegangen sind, beifolgende haben, demnach im Bundesrat keine Noten an Deutschland ergehen zu lassen. — Wie bemerkt kam, daß die Schweizer Regierung mit einer solchen Erklärung die den diesseitigen Wünschen entgegenkommen würde, die lebhaft darauf gerichtet sind, daß die öffentliche Meinung sich nach vollständigem Kenntlich des Sachverhaltes über die beiden Fälle bilden könne. Abweichende es nicht dem diplomatischen Bedenke, so würde die Veröffentlichung der Schweizer Erwiderung hier gewiß bereits stattgefunden haben.

Der Zweck ist die öffentliche Meinung, an der man bei unserer Regierung sonst nicht gewohnt war, ist gewiß ehrenvoll. Hätte man auf diesen Faktor gleich von vornherein bei der Behandlung der lebenden Wohlgefaunt-Affäre Rücksicht genommen, so hätte der ganze Streit vielleicht nicht so ernste Dimensionen angenommen. Die zuletzt bekannt gegebene Note des Berner Bundesrates (deren

Die Münchener Ausstellung.

von Bernhard Cäfer München, 9. Juli.

Ein älterer Maler, mit dem ich den Gaspaloff durchwanderte, sagte den Eindruck, den die Ausstellung auf ihn gemacht, in die Worte zusammen: „Die alten Bilder gefallen mir nicht mehr, die neuen gefallen mir noch nicht.“ Das klingt etwas schmerzhaft und ungeschicklich, aber es scheint mir sehr verständlich. Der jüngste Naturalismus ist nicht an deutschen Boden noch und nach heranzutreten, er ist plötzlich wie aus der Verleugung hervor, zur Erscheinung gekommen. Darum fehlt dem deutschen Kunstfreund der vermittelnde Übergang. Zwar ist auch in Frankreich die neue Kunst etwas fröhlicher zu Tage getreten, aber immerhin waren die französischen Wanderschaften der vorigen Jahre, die sogenannte Schule von Fontainebleau, ein vorberedendes und erziehendes Zwischenglied. David, Delacroix, Courbet, Corot, Millet, Manet, Vollton-Verage, Dognan-Riveret — sie bilden eine organischere Kette, als Cornelius, Pilot, Bouché und Wibben.

Aber nicht nur das Unverständliche der neuen Richtung erklärt den Widerstand, den Epikt und Dohn, auf den sie nicht, sondern auch die Art und Weise, in der sie zuerst auftrat und zum Teil noch heute auftritt. Die wackere Lehre erweist sich aus dem, daß eine junge Ober, die erst ihre Berechtigung beweisen, erst zeigen muß, was sie denken, ernstlich will, weil über das Ziel hinausgeschossen. Die Sturm- und Drangperiode forderte ihre Rechte, und ganz allmählich ergibt es sich zu klären.

Wenn es sich nur darum gehandelt hätte, die neue Form- und Farbenanweisung planmäßig zu machen, das hätte keine so heftigen Aufreger bedurft. Allein es geht zu zeigen, daß die lebende Kunst sich in die neue Weltanschauung hineingestellt hatte, von ihr durchdrungen sei und sich zum Ausdruck zu bringen vermöge — das muß notwendig zur Einseitigkeit und zu Ueberreibungen führen. Anmut und Glend, die Perfektionist wurden gemacht und immer wieder gemacht, als ob es nichts Anderes auf der Welt gäbe, als ob sich nicht

auch Glück und Sonnenchein und Freude fänden, als ob dasselbe arbeitssame Jahrbundert, das Millionen von Menschen zu Proletariern herabdrückt, nicht auch andere Millionen geborgener und zufriedener Existenzen erzeugte. Sollte man früher von den Entertänern gar keine Notiz genommen, so betrachtet man jetzt die Bevorgungen als nicht vorhanden. Sollte man früher im Reich der Mitte, des Mittelalters, der Geschichte keine Stelle gegeben — jetzt fand man die nichterwähnte Wirklichkeit nicht nöthigen genug. Maner einer dünnte sich ganz allein darum ein großer Künstler, weil er nicht mehr mit Necht malte.

Der Wohlwollende darin besteht noch nicht die Kunst. Die Freunde, die ich an einer gut beobachteten und gut gemachten Studie habe, die Freude des Wiedererkennens der Natur, sie ist ein Teil meiner Kunstempfindung, aber sie ist nicht damit identisch. Wenn ich sagen könnte, wessen es noch bedarf! Wenn ich es aussprechen könnte, was eschte Kunst in mir weckt! Doch ich kann es nicht sagen und niemand kann es.

Aber jener alte Herr, den die alten Bilder nicht mehr gefielen und die neuen noch nicht, der empfand es mit mir, was heißt es. Es leuchtete ihm ein, daß neben der neuen, der Natur so nahe kommenden Farbenanweisung, neben diesen hellen, leuchtenden Reimformen, die dunkel-farbigen atemwichtigen Werke nicht fehlen könnten. Er war bewußtlich erkannt hatte, er verstand und bildete das, was nach die Jünger finden, aber trotz alledem gefielen sie ihm noch nicht; denn es fehlte ihnen das Künstlerleben.

Der Erste der neuen Schule, welcher zu der Ueberzeugung kam, daß das Malen auch eine Kunst sei, war J. v. U. D. Darum erklären ihn die Realisten strengster Überzeugung auch bereits für einen Abtrünnigen. Er sei ein Romantiker, der mit naturalistischen Mitteln arbeite, sagen sie. Aber das, was die guten Leute an ihm tadeln, ist eben das, was ihnen abgeht, die Individualität, die große Persönlichkeit, die mit eigenen Augen sieht und etwas Eigenes zu sagen hat. Die deutsche Kunst verdammt Uebe eine Reihe von Meistern. Seine reifste und abgetriebene Schöpfung befindet sich in unserer Ausstellung: „Vasellie Kleinlein zu mir kommen!“ Ich sehe eine Banenhub, rother Ziegelboden, hell getünchte Wände; mir gegenüber die dreien Fenster,

durch die ein helles, kaltes Licht hereinflutet. Rechts auf einem Holzstuhl nur im Profil sichtbar, sitzt der Dandl, ein hagerer Mann mit langen blonden Haaren und lüsem Vordrill, in einem faltverreichten blauen Mantel gehüllt. Ein Mädchen schmiegt sich in seinen Schoß, ein blondes, entzückendes Geschöpfchen streckt ihre Hand entgegen und blickt ihn vertrauensvoll an. Rings umher stehen andere Kinder; gutmüthig und fromm: Juchsen sie auf den Fremdling, der sie zu sich heranzieht. Durch die geöffnete Thür kommen die Alten herein, aber sie trauen sich nicht allzu nahe; im stillen Gebet bleiben sie stehen, und über dem Allen schwebt feierliche Sonntagshüte. Auch in der Farbe des Bildes ist etwas Feierliches; wohl ist der Ziegelboden intensiv roth, einige Gemäher energisch blau, aber es drängt sich doch nichts hervor, es ist etwas Wohlthund-Verzückendes durch alle Adre hindurch. Und doch sind die Bindungen, welche der Künstler sich selbst gestellt, auf das Gewissenhafteste erfüllt. Und wie ist das geeignet! Das sind Menschen, die in den Kleibern stehen, Menschen, die gehen und stehen können und willige Hände und Füße haben. Inbess, was weit wichtiger ist, es sind Menschen, die interessieren und gefangen nehmen, obwohl sie ziemlich große Füße und plumpes Schuhwerk haben. Aber daran wagt sich die Menge, darüber kann sie nicht hinaus; und wenn man nach dem ein paar hübsche Gesichter leeren, dann ist es aus, dann kann das sein Kunstwerk sein. Leider, dies kommt bei dem Ueblichen Bild außer dieser Volks-Affekt auch noch das religiöse Gefühl in Frage. Dieser Dandl hat also menschlich, er sei nicht nur nicht der katholische, sondern nicht einmal der protestantische Christus, sondern alles Mithrischen entbehrend, in die Menschheitsphäre gestellt, nicht weiter, als ein guter, aber Mann. Und er ist thatsächlich nichts weiter; darum ist denn auch dieses Bild kein religiöses in dem Sinne, den wir bisher damit verbunden, denn wie die Religion selbst, so ist die religiöse Kunst ohne Mythos denkbar. Aber das beinträchtigt noch nicht den künstlerischen Werth dieses Bildes. Aber das muß auch kein mag, der dort vor mir sitzt, das hat seinen Einfluß auf die Freunde, die mir das Kunstwerk berichtet. In den letzten Werken Uebes spielten die Kinder eine große Rolle, in der „Profession“, in der „Heiligen Nacht“, in der „Bergpredigt“.